

„Die Schmiere“

Novelle von Otto Stoëffl.

(2. Fortsetzung.) Nachdruck verboten.

So ward ein Akt nach dem andern abgepielt unter Lachen und Spott von, unter Beifall und lämpfender Aufmerksamkeit hinten. Für wen plagte sich Madame Ueberader, für wen Jugomar? Sie nahm Rücksicht auf die „Gebildeten“, indem sie ihre Zweitgenosse ertrag, ja sogar gelegentlich wie in einem schweren Einverständnis mit einem Rächer beantwortete, das um Gebuld hat, sie zeigte ihre mageren Beine, hob ihre dünnen Arme verächtlich auf und wand ihren falligen Hals hierhin und dahin, ganz wohl wissend, daß alles den Leuten vorn ein Extravergnügen war. Aber die Rolle nahm sie dennoch hin, rief sie fort und machte ihre Rede über die Vorderen hinweg zu denen hinten dringen. Die Verlesungen und Schwänzen sich zu den Bauern, zu Tischler und Schuster, zu den Knechten und Mägden, zu den mit offenen Mäulern stauenden Kindern hinüber. Demen galt sie, galt die Komödi... Handlung und Gedicht, Leben und Kunst, galt ihre eigene, Friederike Derezia Ueberaders Absicht, Bedeutung, Schönheit und edler Anspruch. Sie spielte für beide Teile, für zwei Wesen in ihrem eigenen Selbst und für zwei Angehörige da unten. In ihre Hand eine alte, wetterharte, verjagte Truppe, Geld, Requisiten und Mannschaften zusammenhaltende, jaltenhafte Prinzipal, welche selbst die noblen Bestien bei ihren Schwächen paden wollte, und die war Parthenia heut, Amalia oder Widjener morgen, war Selbstbeachtung trotz allem, war Theaterkürin und Gedicht, Schwung und Begierde, gelebtes Leben im Spiele, war höhere Wirklichkeit, wüßte ihre Wahrheit, als die sie Leben auch nur ahnen konnten. Sie vernichte sich nicht jedem Akt, indem sie stierlich ihren Rod mit den Fingerpitzen aufhob vor den Vorderen, ihnen lächelnd sie zu. Sie ertrag ihr rohes Lachen. Denen da hinten aber idente sie den ruhigen, gebietenden und dankbaren Witz ihrer traurigen Herrscherinnen. Den Vorderen ward sie, damit sie ihren Spaz hatten, zu guterletzt noch ein Hüpfhändchen hin, ehe sie neckisch hinter die Kulisse zurücktrat. Sie verstand ihr Gedächtnis, sie führte ihre Kunst: Madame Friederike Derezia Ueberader.

Jugomar aber tat nur gesüß und setzte seine im Stille angeblickt erlebte Erfahrung über das Wesen der Liebe praktisch ins Gegenteil um. Denn wahrlich, nicht auf jittige Gezihrtheit kam es heute an, das wußte er aus besserer Einsicht, als der Herr von Palm. Niemand auf Wildheit und Raub, auf unverkämte Herrschaft: Liebe oder Leben. Liebe oder Leben! Einbruch ohne viel Zweifel und Bedenken! Dazu waren diese Herzen da und bereit, das wußte verlangt. Sie sollten auf ihre Kosten kommen. Er schmierte sich rasch ab und erreichte die Schmadtende eben, als sie vor dem Hotel einen Augenblick allein stand, um auf jemand zu warten. Er vernichte sich eilig vor ihr. Sie dankte mit einem fremden, erstaunten Blick. Er aber staunte darüber gar nicht, vielmehr lächelte er, indem er langsam weiterging: „Ich warte am Ufer.“ Sie war ihm einen Blick zu voll Verwunderung, Befähigung, Mergel, als sei seine Zumutung ein Mißverständnis. Das lästete sich jedoch schon auf. Er nickte noch einmal leicht mit dem Kopfe und verschwand in den dunklen Büschen, denn eben kam ein ganzes Rudel aus der Halle des Hotels hervor, junge Männer, Damen in Dirndlkleidern, Schals umgeschlungen, lachend, angezogen, vor dem Speisen und bereit zu allerhand abendlichen Unterhaltungen. Jugomar hörte noch, wie sie „Bardenia“ riefen.

Er beeilte sich mit seinem Nachtmahl im „Braunen Ochsen“ und ließ sich weber von der durch den Erfolg erstreuten Prinzipal nicht von seinen minder un... rechnenden Kollegen abhalten, weitere Krüge des angenehmen braunen Bieres zu vertilgen, das hier ausgegossen wurde. Vielmehr empfahl er sich kurz, warf sein „Mahlzeit“ fast verächtlich hin, zahlte seine Bede und verschwand, nicht ohne daß die Ueberaderin ihm ängstlich nachsah. Sie hatte eine mit Geschäftseifer gemischte, durch die Rücksicht auf ihre Ensemble weise eingeschränkte Vorliebe für ihn. Er gefiel ihr als Mensch, als junger unabhängiger Burck, als Abenteuerer, sie konnte ihn in der Truppe gut verwenden, darum überließ sie auch jene häufigen Launen, genähigte, so weit es nur irgend angängig war, seinen oft unverkämten Ansprüchen und Vorsetzungen, aber sie ätzerte um ihn, denn er war immer auf dem Sprunge, alles helfen und liegen lassen, wenn ihm der „Kapitus“ kam. Dieser Halbapostrophus erschien aber immer gerade in der guten Jahreszeit, so solche Seitenbrünge am gefährlichsten waren. Im Winter, wenn sie selbst nicht aus noch ein wußte, wenn sie in ungeheuren Quartieren lagen, froren und vor leeren Häusern spielten, um den Betrieb aufrechtzuerhalten, war er ganz vernünftig und anhänglich. Schon das dritte Jahr. Unhängliche Winter kam der arme Kerl wohl nicht mehr. Sie beobachtete im stillen ganz genau, wie er im Winter Briefe nach allen Weltgegenden ausschickte und vortellhafte Photographien zusammenjuchte. Es mangelte an Bardenia, an Gelegenheit, an Reizgeld. Immer fehlte etwas und

immer war es gerade das wichtigste. Aber trotzdem stand er immer auf dem Sprunge, als wollte er noch anderes als Engagement, Kollen, Vorwurf, und Beifall. Sie kannte diese Schmerzen, würdigte sie und fürchtete für ihn. Wenn er einmal den Kapitus bekam und wirklich ausbrang, dann war alles aus! Ihr Ensemble war auf ihn gestellt. Er war jolugen der männliche Stern. Die Kritik hat leicht reden, daß man eine Bühne nicht so führen dürfe! Waschen einem die Liebhaber aus der fachen Hand, kronte sie die gleichwertigen Kräfte aus der Erde kumpfen? Und sie denn gleich einen andern? Jugomar hatte die Vorzüge seiner Mängel. Da war nichts zu machen, als daß man ein Auge auf ihn hatte. Das andere mußte man zu brücken. Heute hatte der Junge gewiß etwas Neues vor. Die Gage hatte er auch schon bekommen, einen Vorwurf dazu. Wollte Gott, daß er oerunfichtig blieb! Ihre Augen flatterten unruhig von die Vögel in der Baur, indem sie den gefährlichen Neben begriffen, aber zugleich den andern in der Kunde die Sonnens magten.

Jugomar aber betete um eine tolle Bestätigung seiner Unverwundt. Er wandelte an dem einsamen Uferweg unter den tausend blühenden Sternen der klaren Nacht, rauchte eine Zigarette nach der andern und wartete, ob die Schmadtende läme. Er besaß sich mit dem Gedanken, wie es auszugehen wäre, wenn sie nicht erschiene. Das mußte keineswegs eine Ablehnung sein, mußte keineswegs bedeuten, daß sie ihn als einen Fressling nicht weiter betrachtete. Sie konnte ja eine Abhaltung aus als junge Dame, deren Schritte bewacht wurden.

Er wartete. Alerhand Herrschaften kamen vorbei, Paare, größere Truppe. Gelegentlich bemerkte man ihn und lästerte sich etwas zu, das sich auf ihn bezog. Seine Zigarette funktelte wie ein böses Raubtierauge. Er laurte in ihrem Rauch. Vom Hotel drangen Lärm, Zellerflappern, das Geräusch von Bestecken, Stimmen herüber. Ein Klavier spielte einen Walzer. Würde dort getanzt? Er überlegte, ob er nicht hingehen und eintreten sollte. Der große Speiseaal mit den noblen Leuten schreckte ihn aber ab. Er packte nicht in solche ausreizend wohlhabende Gesellschaft, obgleich er gerade bei Kasse war. Sie konnten ihn über die Achsel ansehen, er bekäme dann aber unweigerlich Lust, mit einem solchen Affen anzubündeln. Dann gab es einen Kraxall. Duellte mit einem Wandermimen? Sein Touristenanflug war für Gottes freie Natur, für Sternenshimmer und letzten Wellenschlag der Ufer bestimmt, für Menschenkinder, nicht für Hotelgäste. Hier schaute er keinen Hüpfen, dort war er ein unzulänglicher Jamgast. Er wußte genau, wußte er sich zu stellen hatte. Und diese Schmadtende mußte es auch wissen, wenn sie überhaupt ein Gefühl ihrer eigenen Menschenwürde besaß. Vielleicht tänzte sie dort oben. Er hielt sie für volle schlanke Figur vor, wie sie im Arm des Tänzers fast lag, den schweren Kopf über seine Achsel herüberhängen lassend, gleich einer überschwernen Hofe, die Augen halb geschlossen. Er hätte gern mit ihr getanzt, einen Walzer mit schwebendem Zwieschritt, als wiegte man sich zwischen Himmel und Erde, aber irgendwo unter Sternen, auf einem weissen, stillen Riesplatz nach einer fernem, Musik, sie zwei ganz allein auf der Welt unterm Licht der stillen Nüchter oben, unter wühendem Bäume rauschen, erschrocken, wenn über ihnen ein Vogel mit schwerem Flügel aufstuh. Aber das ließ sich wohl nicht machen. Wie konnte er zu einem solchen Tange kommen, ebensowenig wie zu einem in der Reunion eines Kurzaales oder dort im Hotel. Das war vorläufig zu viel verlangt. Vorläufig! Wenn sie heute nur überhaupt kam. — Halt! Da kam sie! Sein Wunsch hatte sie gerufen. Sie kam auf das Stidwort. Die verstand ihre Rolle! Er war auf ihre spätere Auffassung gespannt. Nicht allein kam sie, sondern in Begleitung des alten Herrn, der sich mühselig an seinem Stode fortbewegte, und eines jüngeren, der sehr bestissen lächelte. Hinter ihr folgten aber noch etliche junge Damen und Herren; sie alle gingen langsam, lachend und lästerten. Hier und da gab es ein oberflächliches Geschrei und einen richtigen Lärm von Stimmen durcheinander. Er stand still, er wußte sogar einen Schritt zurück, um dem Zuge Platz zu machen. Es war hell genug, daß man ihn sehen konnte, mußte, so wie er die anderen sah. Aber das hatte auch seinen Nachteil, denn die ganze Gesellschaft, welche eben noch sehr laut und unangezwungen gesprochen und gelacht hatte, schwieg plötzlich, wie auf ein Zeichen, und bewegte sich behaglich, aber rüchichtsoll abgesehen — o diese guten Manieren! — an ihm vorbei, als an dem Fremden. Gewiß hatten sie über das Theater geredet, über diese unglückliche alte Madame und über ihn. Sicherlich über ihn. Und hatten ihre Wige gerissen und fächelten nun Mitleid mit ihm und schwiegen darum. O daß einer es gewagt und ein Wort hätte laut werden lassen! Er war gerade in der Stimmung, sich heute einen ungetreuten Zuschauer auszuweisen, auch ohne Stod, bloß mit beiden Fäusten. Aber nein, die weisse Kanallien waren taftvoll. Sie gingen in ihren weissen Sommerhosen wie auf Ziljohlen vorüber, und die Schmadtende warf ihm nicht einmal einen Blick zu. Das war übrigens ein feiner Zug, auch dieses Ausweichen des Blickes war ja gerade auf ihn gemünzt.

(Fortsetzung folgt)

Aquarelle.

Von Karl Demmel.

Die Residens.

Die kleine Residens schlief. Ist so still wie ein heimlicher Hofstaat. Die grünen Fensterläden haben sich an den gelben Bürgen häußern vor die Fenster gestellt.

Küße in den Zimmern.

Die Geheeren schlafen.

Die Kanarienvögel haben die Köpfe unter's Gefieder gesteckt.

Spät die Sommertafel am Schloß.

Behäbig steigt Seine Durchlaucht ein.

Ein glattierter Diener schließt die Bagentür.

Herdgestoppel.

Die Bäume neigen sich vor kleinbärtiger Vangelweile in den Friedrichstraße.

Kazen schmerzen sonnenwohl aufgelassen in weissen Fenster Rahmen.

Schlendert ein weißes, duftiges Sommerprinzgeß mit einem blässen Jüngling zur Stadt hinaus.

Ihre Rippen lassen schon der heimlichen Kufe.

Un der Hauptbühne sitzen trägt die Soldaten.

Alleg ein Falter über die Dächer.

Morgendämmerung im Dorf.

Der Graben düstelt.

Im Riesenwald ansteigt der helle Tag.

Der Morgen geht im Aufgehend durch Dorf.

Ich küßt und raus.

Die Hunde bellan dumpf.

Hier Schläge weinend — dann vom Kirchturm her.

Ein Postor karrt.

Wandelt ein Ochsenwagen träge auf's Feld.

Fensterläden werden aufgeschlapp.

Wagt sich der erste Sonnenstrahl auf's Schulhaus.

Die Wiesen glühern frisch.

Die Hähne schreien.

Der Morgen reißt sich die Augen wach.

Schulfinder klappern mit Holzposteln.

Alte Bischof.

Gemalte Scheiben.

Schräger Sonnenstrahl.

Tanzende Stäbchen.

Die Decke gelblich gemischt.

Alte Malereien blühen auf.

Kühler Steinfußboden.

Ein rotheige Sternornamente.

Schiner dunkle Eisenbübel voll Bismut.

Die Fugen knaden.

Folianten in Pergament lehren betüßigen in Regalen.

Geruch der Jahrhundert.

Daintiges Palmbuch; Davids Harfe klingt.

Schöne schwarzhaarige Frauen aus Juda singen.

Draußen verhallt dumpf ein Schritt.

Ein Kupferstück; Chodomied.

Ein Fensterflügel umschaut ein Kornfeld vor der Stadt mit blauem Himmel.

Kloster.

Diese, grane Mauern.

Ein trauriger Bindensbaum.

Abendrot weint in den dunklen Torbogen.

Danger Klingelzug, kleines Fenster.

Der Pförtner ein weißhaariger Mann;

„Unser Leben währet sechzig Jahre...“

Das große Holztor schließt die stille Klosterwelt ab.

Draußen Welt = Stille.

Hier Gottesdien = gleich Frieden.

Schulungen sehen das unheimliche Tor mit Verwunderung an.

Es weht sein Mensch das Kloster auf.

Die Wallenstein sind vor Jahrhunderten daran vorbeigesogen.

Brennendes Geheimnis!

Die Steine spödeln!

Bäuer's Belzeit...

Das Haus am Sonnenhain.

Von Hans Gähgen.

Auf meinen Abendgängen komme ich oft an einem kleinen Hause vorbei, in dessen Scheiben sich die untergehende Sonne

selbst hell und feierlich spiegelt. Nichts Besonderes ist an dem Haus, wie viele hat es einen Garten, in dem zeitig im Frühjahr Schneeglöden und Krotus blühen, in dem zur Sommerzeit die Stadtrosen und der Goldlack duften und wo im Herbst die rotorangigen Äpfel mit leimem Aufschlag zu Boden fallen.

Und doch gibt es wenige Häuser, die mit der kleinen Behausung wetterfest können, denn in ihr lebt ein glücklicher Mensch.

Ein alter Mann, der aus fröhlichen Augen in die Welt schaut, der über den Unwert der Menschen, die sich sorgen vor früh bis spät und doch nie zum Frieden kommen, den Kopf schüttelt.

Neulich einmal trat der Alte gerade aus der Gartentür, als ich vorüberging. Zuert gingen wir, da wir einander nicht konnten, stumm und fremd hintereinander her. Dann aber, mag sein, daß der goldene Abend eine Brücke schloß zwischen unsern Herzen, redeten wir miteinander, als seien wir schon tausendmal gemeinsam diese Straße gegangen.

Ich war ein, daß ich ihn um das kleine, stille Haus besahe. Er nickte, wobei ein Sonnenfunken aus seinen Augen zu mir hin schien.

Dann erzählte er mir von seinen Tagen, die still und friedsam dahingingen, wie eine weiße Wolke am leibblauen Maten Himmel.

Stillest wird mancher, der hier, was ich hier schreibe, meinen, es sei geschehen im Leben dieses Mannes. Mag sein, wenn Befehle nur auf des Königs und nach dem ursprünglichen Willen. Aber tiefer schaut, wird erkennen, daß die Tage des Alters aus dem Hause am Sonnenberg weichen sind, als die Linien der Welt, die erwachen mit Regen, schaffen voll Unruhe und bliern des Abends in die Betten sinken.

Die erste Verge, die aus den Fellen, welche das Haus umgürtet, emporsiegt und den Tag einflingt, läßt den Alten nach werden.

Matthias Claudius spricht zu Bebercht, ehe er sein Tagewerk beginnt. Welche liest er vor sich hin:

Da kommt die liebe Sonne wieder,
Da kommt sie wieder her!
Sie schlummert nicht und wird nicht müder,
Und läuft doch immer sehr.
Sie ist ein sonderliches Wesen;
Wenn morgens auf sie geht,
Freut sich der Mensch und ist genesen
Wie beim Altargang."

Dann geht der Alte zu seinem Schreibtisch, an sein Werk. In einem Buche erzählt er, das all das in sich birgt, was seine Tage füllte und sonnenvoll machte. Und zu legt er die Feder nieder und geht eine Weile im Garten auf und ab, beschaut hier eine Blume und dort einen Falter, der im Sonnenlicht taufendfach flimmert und glüht.

Nachmittags liest er in den paar Wägen, die ihm weit stieben aus der Hut der Werke, die in seine Stube flatterten in seinem langen Leben. Da steht Wörte neben Storn und Stifter; da sind alte Legenden und Gabeln zu finden und Zagen aus deutschen und fremden Ländern.

Eigenhoff ist sein Gefährte auf stillen Gängen durch Wald und Feld. Seine Wanderlieder sind ihm teuer und sprechen zu ihm, wenn er einsam schreitet in abendlichen Wäldern und Feldern.

Ab und zu fällt ihm selbst ein Gedicht bei; einmal spricht er diese Verse:

Der Abend legt die weichen Hände
Aus dämmerstille, müde Hand.
Und leise kommt des Tages Ende.
—
Wer jetzt noch seine Ruhe fand,
Wer jetzt noch auf des Tages Wogen,
Im Schiffe in dem Sturm liegt,
—
Wem jetzt noch seine Güter bogen
Den Kranz der Stille, der wird nicht,
Den Kranz des Lebens aus dem Leben hören,
Im Dome, hoch, ob allem Leid.
—
Man wird der Eingang ins Verwehen.
—
Und seine Seele irrt in graue Ewigkeit."

Der Abend aber geht der Nacht. Die Kerzen brennen aus in silbernen Beckern, wenn Bebercht die Weisen Margarets und Schuberts durch die Stube klingen läßt. Mit ihnen steigt leise Glockenklang aus seiner Seele empor. Müdig, kaum flackernd, erlischt die Kerze. Friedvoll und beglückt, wie er begann, endet der Tag des Alten im Hause am Sonnenberg.

Der kranke König.

von
Walter von Kummel.

Der den Gesichtshandlungen und für alle Einsichtigen leicht nicht der geringste Zweifel darüber, daß, als Ludwig II. am 13. Juni 1886 im Starnberger See verunglückte, ein kranker König durch die barmherzigen Hüten von Leben und Weiden erlöst wurde.

Anders dachte ein Teil des bayerischen Volkes, besonders die Gebirgsbewohner. Da schwärmen heute noch manche darauf, daß Ludwig II. in seines Lebens bester Blüte, im Vollblüt seiner geistigen und körperlichen Kräfte von einem ganzamen Schicksal aus dieser Welt gerissen worden ist. Das Wort will seinen liebsten nun einmal nicht gestatten wissen. Eine eigenartige, manchmal in der Geschichte wiederkehrende Erscheinung, daß die Liebe und Unbegreiflichkeit des Volkes sich fürchten zuwenden, die selbst innerlich fremd zu ihm stehen. Und Ludwig stand jedenfalls im zweiten Teil seines Lebens seinem Volke fremd gegenüber. Sein kranker Geist irrte bereits durch unwillkürliche Länder des Traumes und Wahnfühs, Länder, in denen es keine Unzufriedenen und Rebellen gab, suchte nach einem Lande, gegen das er Bayern hätte verkaufen können. Sorgenstille auf der einen, Liebe auf der anderen Seite. Hat das Volk einmal eine gewisse generelle Veranlagung eines Herrschers zu erkennen geglaubt, so ist und bleibt es gegenüber allen Fehlern eines solchen Liebings vollkommen blind. Für den kranken Kaiser Max Emanuel, der in Frankreich und den Niederlanden ein ängstliches Leben führte, haben sich in der Gbrünnstadt 1705 Tausende von brauen Verblenden Bauern geopfert. Ebenso freudig hätten im Sommer 1886 ihre Iurendel sich für Ludwig den Vielgeliebten, für Ludwig den Wahnsinnigen erschlagen lassen. Gottlob, daß es nicht so gekommen.

Es steht wohl fest, daß Ludwig II. nicht nur zur Zeit seines Todes, sondern schon lange vorher unheilbarer Geisteskrankheit verfallen war. Ganz ähnlich wie bei seinem ebenfalls geisteskranken Bruder Otto zeigen sich die ersten Anzeichen sogar schon sehr frühzeitig. Im ausgehenden Starnberger See hat bereits Eigenartigkeiten und Absonderlichkeiten an. Ein Kronzeuge hier ist Bismard. Er sah Ludwig nur einmal im Leben als jungen Prinzen. Bei Ernennung dieser Zusammenkunft vom Jahre 1863 weiß der Kronzeuge auf das von Wirklichkeit und Gegenwart stark abirende Wesen Ludwigs ausdrücklich hin.

Kurze Zeit nach der Begegnung mit Bismard — ein gleichbedeutendes böses Weiden hat der Tod Max II. beschleunigt — hat Ludwig II. mit 18 Jahren als König vor dem Lande. Meistlich ganz anders wollen, träumerisch über die Dinge, der Tadel von Tausenden brandet und dröhnt zu ihm empor. Die Krone, die bis jetzt den jungen Fürsten gestiftet, liegen zerbrochen zu seinen Füßen. Nun ist er frei wie kein anderer. Und er muß diese Freiheit, um die den Menschen zu fliehen. Doch einige wenige glänzende Persönlichkeiten und er geht dem Pfad des Hofes aus dem Wege, schließt alle Einladungen ab, "schauterhaften" Tafeln aus, überste ein. Immer tiefer vergräbt er sich in die Einsamkeit. Sein Wesen, sich durch böse Wägen, durch Polizei und Starnberger, in seinem treuen bayerischen Volke zu scheiden, nimmt immer krankhafte Formen an. Und die Staatsgeschäfte beginnen bald um zu langweilen. Je mehr hier für ihn die Pflichten in den Hintergrund treten, desto mehr pocht er auf seine Rechte. Und wieder ist hier das Krankhafte deutlich zu erkennen; denn nur ein durch und durch kranker Mensch konnte seine

Stellung aus dem Reichsamt leben, aus dem sie Ludwig II. sah. "Ich der König" hat er im Jahre 1877 einen Brief an seinen Kabinettchef unterschrieben. Der "König" und nur der "König" ihm und wollte er immer sein, nie tat er den Purpur ab. Es genigte ihm auch nicht die Königskrone, wie sie die bayerische Verfassung umgibt. Als Ideal schwebte ihm stets das unumgänglichste Königtum des französischen Ludwig XIV. vor.

Wie dem kranken Auge Ludwig II. Krone und Königtum in maßloser Verzerrung erschien, so wuchs auch alles andere, was er mit kranken Hirne und kranken Händen anfachte, ins Maßlose und Stranckhafte. Wohin man auch im Leben des Königs blüht, es ist eigentlich nirgends etwas Selbstzweckes, Geandtes, Natürliches zu finden. Er ist immer ein armer kranker Mensch gewesen, der mitten in aller Fälle des Lebens Willkürlich einund verzerrt und verdorrt ist. Das ist umso tragischer, als Ludwig ursprünglich viele Anlagen, Interessen und so manche Begabung hatte. Das zeigt allein schon die Laune, daß er Richard Wagner rechtzeitig zu Hilfe zu kommen verstand. Aber alles wogte sich ins Groteske, Wahnhaftige, Ungewöhnliche aus. Seine Literaturfreude, die mit Schiller und Goethe anhebt, veränderte schließlich in dem französischen Memoirenabdruck des 18. Jahrhunderts, seine Theaterliebe endet bei beschämig dramatischen Stücken und den Separatvorstellungen, die so viel böses Blut gemacht haben. Seine Beauftragte wandelte sich zur Baumst. Schnell wie der flüchtige Traum einer Nacht sollen schimmernde Bauten aus dem Grunde aufstehen. Fast gependelhaft rief er auch auf sein Gebot sich Hallen und Säulengänge wirklich empor. — Aber das Gold ist nur Tadel, im Gedächtnis nach der Wurm und im wachsenden Hause wohnt schon der Tod. Ins Maßlose geht auch jede Freundschaft des Königs, trägt dadurch von allem Anfang an den Keim der Vernichtung in sich. Jede Abneigung hat ihren traurigen Stempel, seigt sich zum Haß und dieser zu Ausgebürten einer finsternen Wahnhaftigkeit.

Am bedenklichsten hätte es werden können, wenn man dem König freie und unbeschränkte Eingriffe in das veraltete Kaiserrecht der Staatsämter gestattet hätte. Dann wäre in kürzester Zeit das völlige Chaos, das Ende, die Revolution da gewesen. Ludwig II. ist fürwahr ein Schickselspiel sowohl für die Schwäche als auch für die Stärke des monarchischen Systems. Für erstere insofern, als ein geistlich schwerkranker Mensch jahrelang noch König sein konnte, für letztere aber insofern, als das Staatsrecht die Verletzung durch einen kranken König Jahre und Jahr zehnte ertrag. Wenn es auch im Wahnsinnraum ab und zu schmerzliche Äußerungen und schlichte, das Schiff selbst verlorste stetig und ruhig seinen Kurs weiter. Wie viel schlaue Räte, wie viel sorgenschwere Tage allerdings die Männer hatten, die damals am Steuer standen, das mußte schon von den Mitlebenden fast immer. Man dachte ihnen daher nicht groß und die Menschen, die später kamen, hatten andere, ihre eigenen Sorgen und Nöte. Auch die Nachwelt flocht zu den Beratern des kranken Königs keine Kränze. Wie unendlich schwer es gewesen sein mag, das bayerische Staatsrecht in seiner gleichen Richtung zu halten, geht schon aus den vielfachen, kurzen Befehlen hervor, die der König seinen Beratern, seine Beamten dem künftigen Kaiserlichen Ratieren, gegeben ließ. Wenn ihm etwas ganz wichtig, so betrieftete er einfach, die und jene Sache dürfe nicht mehr erwähnt werden, er wolle auf keinen Fall mehr davon etwas hören. Und dennoch mußte eben gerade diese Sache in kürzester Zeit erledigt werden, denn im Zimmer des Kabinettchefs standen bereits händeringend und verdrießend die Minister.

Ungeheuer hinterher war seit 1870 bei den empfindlichen Sovereintitätsverhältnissen des Königs, bei der Eiferigkeit auf die Höhen, bei seinem Mißtrauen gegen Kronprinz Friedrich das Verhältnis Bayerns zum Reich. Innerhalb Bayerns aber standen beim König die Ministerien als alle herrschend, die Liberalen als Unitarier wenig in Gnade. Noch schlimmer waren die ihm emporkommenden Sozialdemokraten angeblieben. Er sah in ihnen nichts als Verführer, Rebellen und Attentäter.

Weider ist es mir in dem hier gegebenen engen Rahmen nur möglich, diese Dinge kurz anzudeuten und zu streifen. Eine ausführlichere Darstellung habe ich in dem bei Franz Hofstaengl (München), erschienenen Buche „König und Kabinettchef" versucht. Ich habe dort auch mehrere fassimierte Briefe des Königs und seiner Ratieren, habe vor allem auch zwei bisher unbenannte, umfangreiche Schreiben, die Bismard aus dem Jahre 1881, das andere ist am 14. April 1886 abgefaßt worden. Damals jagte sich bereits schwere Gewitterwolken über dem Haupte des Königs zusammen. Sein Stern stand hoch tief und gegen Abend. Da sollte Bismard noch helfen. Einige Male in seiner allerletzten Zeit wandte sich der König noch an ihn. „Einen verlässigen Mann zu Bismard". In abgehefter, kaum mehr lesbarer Schrift wirt der König mit Bleistift diesen Brief auf Papier — der letzte Stierus eines Erbprinzen. Aber auch ein Bismard nicht, kein Staubgeborener konnte da mehr helfen. „Es ist ein Sumpf in unergünlicher Nacht" schreibt ein Kavalier des Hofjägers. — Bald sollten die Wellen des Sees, den Ludwig wie seinen anderen gekiebt, den kranken König in ihren weichen, linken Armen zur Ruhe betten. —

Die bildende Kunst in Wiesbaden.

Brief aus Wiesbaden.

Wiesbaden ist Kunststadt geworden, es ist hier so mit der bildenden Kunst wie in manchen in der Kunst jung aufstrebenden Städten. Sind die Ansehungsstücke stark und in der Qualität nachgahig, kommt der gute Ruf von auswärts durch Mund, Feder, und die Fremden zu. Alle Kunst erhebt hier in Wiesbaden zu zusammenhängender, plüßlicher und durchsichtiger wie in einer Großstadt, in der an jedem Tag die verschiedensten Richtungen aufeinanderbegegnen. Man läßt sich im allgemeinen schmerzlos, wenn auch nicht ohne theilweise Kritik in das Neue einfließen, ohne die Luft am Alten zu verlieren, das neupropagiert wieder mundergerecht gemacht wird. Es wagt ein frischer Wind in Konzerten, Theater und der bildenden Kunst, nach allen Richtungen hin kann der Bürger und Fremde sich national und international bilden; der Charakter der Kunst und Fremdenhand spielt hierbei eine bemerkenswerte Rolle. Anna Wolgen, Debussy, Schreier, Herzogin von Croisillon, Sternheim, Götz von Berlichingen, Französischer Theater, Hanneore Begier, Impressionismus und Expressionismus, Heiligung, Entschung des Menschen, Sienach Gofsmid, Mada, Campendonk, Jansenich ist Programm der letzten Woch.

Wiesbaden am langsam zur bildenden Kunst oder die Kunst zu ihm. Zuerst augenfällig für alle in der Architektur. Wertvoller Bestand aus Kaiserlicher Weidenschaft etwa des alte Museum, die Stolomaden, Hotel Vier Jahreszeiten.

Später aus Wilhelmstädter Zeit das Vermoiole Kurhaus (Theater), das Kaiser-Friedrich-Bad, die Bisthofel, das Fremdenatorium, alle auf das reichste ausgestattet. Es folgen das Neue Museum (Kaiser), Getreideerei Gentel (Bonnars, Wilhelms Albert mit Bildergalerie (Wagner).

Etwas fremd und abgahft hat die Stadt an die für die bildende Kunst. Es war seine Liebe auf den ersten Bild und noch jetzt sehen Publikum und Presse platonisch liebend diesem lößhen Kind gegenüber.

Was jetzt Krollen verschrieben, früher Brötmann verteidigt wurden, im lößhen Jahre die Bildergalerie untergebracht in vier kleinen Räumen. In denselben Räumen stellte der Kaiserliche Kunstverein moderne Bilder zur Schau. Man war anpruchlos. Die Kunstausstellungen von Bangar und Sturmus ergänzten die Bilderschau seit 20 Jahren. Erster, feinerzeit Fortkämpfer der Moderne, Altkunsts, sich mehr dem Bedarf des Publikums anpassen. Das Kunstleben stagnierte.

Im frischen Leben zu bringen, gründet sich die Wiesbadener Gesellschaft für bildende Kunst. Diese giebert später die Gesellschaft für Großmalkunst an, die als erste wertvolle Anregung für die Großmalkunst in Deutschland gegeben hat und noch gibt. Wohnungsfragen entstehen, Alt und Jung, die Initiative wird belet.

Es kommt eine neue Zeit der Kunstausstellungen. Der erste Kunstfest wird gebant 1909 auf der Gemerbe-Ausstellung. Wiesbaden tritt zum erstenmal repräsentativ auf nach außen in der Kunst auf. Es ist Mal. — Der Kaiser soll erfrhen. — Die Ausstellung, auch höheren Ansprüchen genügend, hat einen durchschlagenden besellen und materiellem Erfolg. Der Bau, mit dem primitivsten Mitteln erbaut, überdauert leider die Ausstellung kurz.

Lang länger Vorarbeit aufsteht der gebiegene Bau des neuen Museums. Mit dem Umzug der Kunst in die neuen Räume wird Wiesbaden 1915 ein Faktor im deutschen Kunstleben, erstens durch die Galerieabende selbst und zweitens durch die großen Ausstellungen des Kaiserlichen Kunstvereins. Erst festlich vor der Eröffnung, dann erkennend kommen Presse und Sachverständige der neuen Einrichtung entgegen. Heute kommen Fremde, Galeriedirektoren, Sammler und Kunstgelehrte, die den Inhalt und die Aufmachung der Sammlung zur Indieren.

Die Galerie enthält schätzenswerte Schätze von der verschiedensten Jahrhunderte, alte Goldader, Italiener, Deutsche (14—1800) moderne und moderne von Feuerbach, Thomas Liebermann bis zur Ragner und Gleichmann. Velghaber einzelner Bilder und Privatansammlungen ergänzen. Pagenscher stellt u. a. zahlreiche Werke von Schuch und mehr als 20 Trübners aus, darunter Sachen von erster Qualität. Kirchhoff, einer der jüngsten Sammler in Deutschland, gibt eine Lieberlich der jungen Kunst. Kotschke, das Hauptmerk Volkes „Maria von Ägypten", Marc, Kofel, Felix Müller, Öberz, geben den Charakter.

In gedürten Lieberlich zeigt so die städtische Sammlung die Entschung der deutschen Kunst bis auf die Jetztzeit, wobei auch eine andere der feinsten Sammlungen in Deutschland. Ebenso ist noch im deutschen Reich augenblicklich keine Stadt, die so viele der Kaiserlichen Kunstvereine im neuen Museum hat. Der Kaiserliche Kunstverein, jetzt vereinigt mit der Wiesbadener Gesellschaft für bildende Kunst, hat es verstanden, sich im Ausstellungswesen einen guten Ruf zu erwerben und hat die Wiesbadener über den Stand fast aller Kunstrichtungen bis zu den modernsten unter den erscheinendsten Zeiterhältnissen unterrichtet — nicht immer zur Freude aller. Wertvolle Vorträge bekannter Kunstgelehrter, gehalten in der Nähe der Bilder im Museum, ebenfalls veranstaltet vom Kaiserlichen Kunstverein, bilden ein weiteres Bindeglied zwischen Publikum und Kunst. Auswärtige Künstler, Öberz, Felix Müller, Jacob u. a. arbeiten zeitweise hier und eine Gruppe eingeseigener Maler und Bildhauer wirt im Stillen mit an der Einwicklung junger Kunst.

So hat in unglücklicher Zeit die bildende Kunst doch überaus reichlich Anteil hier zu sich gehabt. Sättungen unterhalten bereits die Vermählungen, neue Sammler kommen, Brücken einziehen. Die Stadtbibliothek bereitet weitläufige Kunsthilfspläne vor und — wenn die Regierung unterstüzt, wenn die Preise vermittelt und orientiert auch über die Weltregionen im übrigen Deutschland, wenn das Publikum mitarbeitet — dann wird Wiesbaden seine Position als Kunsthilfsort im deutschen Kunstleben an dem Brennpunkt zwischen Ost und West behaupten. Die äußeren Bedingungen sind gegeben.

Literatur.

Grieg.

Eine Biographie von Richard S. Stein.

1. und 2. Auflage. 1921. Schuster u. Löffler in Berlin.

Der norwegische Komponist starb bekanntlich schon vor vierzehn Jahren. Die Schar der Freunde seiner Werke aber wuchs und wächst, namentlich in Deutschland, von Tag zu Tag, ohne daß sich die nähere Kenntnis von Griegs geistiger und sittlicher Entwicklung im Sinne eines tieferen Verständnisses für sein Schaffen gerade merklich belebt hätte.

Hier legt Dr. Richard S. Stein neues Buch ein. Wenn überhaupt ein Schriftwerk von Felix Edward Grieg als Gesamtpersonlichkeit nahe zu bringen geeignet ist, so besitzt Steins „Grieg" diese Fähigkeit in hervorragendem Maße. Es liegt sich wie ein in des Wortes besten Sinne fesselnder Roman. Es ist also fest von dem lebendigen Seite der trodden Wissenschaftlichkeit, die sich in Kleinigkeiten verliert.

Trotzdem hat das Werk alle andere als oberflächlich; denn es beleuchtet die Literatur in jedem charakteristischen Gesichtspunkte durch hineinziehendes Tatsachennaterial.

Die padende Sprache nun, die von diesem vorgelesen wird, ist ein Hauptzugzug der Biographie.

Besondere Anerkennung verdient ferner die äußerst geschickte Art, in der Stein den Liedlicher selbst zu Worte kommen läßt, um Wichtiges zu erläutern.

Das führt nicht etwa zu einer Verzerrung, sondern vielmehr zu einer plastischen Darstellung Griegs als eines ehrlichen, schlichten Menschen und Komponisten von Sonderzug; eines bedingt durch das andere, frei von Gemaltheit, deshalb auch seiner Wirkung über auf leben, der ohne Voreingenommenheit zu lesen und zu hören instande ist.

Ein unmittelbares Buch, ein Genuß für jeden Musikfreund, muß Steins „Grieg" bald die weiteste Verbreitung finden. Dann erst tritt die gerechte, allgemeine Würdigung des feinen, hochstehenden Nordmanns ein.

Dr. Karl Baer.

Zu beziehen durch die Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Gr. Ulrichstraße 63, Fernruf 4520 u. 1630.